

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.



besto besser für ihren guten Ruf. In der Beziehung könnten also die Weltbegebenheiten mit ihrem Rufe ziemlich zufrieden sein, und wären die Spanier nicht, man könnte sagen, die Welt sei auf dem alten Fleck stehen oder hängen geblieben, à la Knaat.

Dort aber, in Spanien, hat's einen tüchtigen Ruf nach vorwärts gethan. Billiger Weise fangen wir also an mit

Spanien.

Wir müssen da ein wenig weit ausholen, und es wird auch nichts schaden, wenn das Gedächtniß des Lesers wieder aufgefrischt wird, denn die spanische Geschichte ist nicht gerade Jedermanns Sache.

Zur Zeit, als Columbus Amerika entdeckte, herrschte eine Königin Isabella in Spanien oder eigentlich in Kastilien. Sie heirathete den König Ferdinand von Aragon, und so entstand dann die spanische Monarchie. Ferdinand und Isabella hinterließen bloß ein Kind, eine Tochter, Johanna, welche Hand und Thron dem Sohn des deutschen Kaisers Maximilian I., Philipp hieß er, schenkte. So bekam Spanien seine habsburgische Dynastie. Der Sohn Philipps und Johanna's ist der bekannte, um nicht zu sagen berühmte, deutsche Kaiser Karl V. Zu seinem Reiche gehörten außer Spanien und Deutschland noch Mailand, Sicilien und Sardinien, die Niederlande, die Franche-Comté (Freigrafenschaft) in Frankreich und unermehliche Länder in der von Columbus entdeckten neuen Welt. Man sagte, in Karls Ländern gehe die Sonne nicht unter. In Spanien aber ging unter habsburgischer Herrschaft die Sonne unter



Isabella.

und noch vieles Andere dazu. Karls Sohn, der berühmte Philipp II., derselbe dem Marquis Posa im „Don Carlos“ so die Meinung sagt, und seine Nachfolger brachten es mit Hilfe der Jesuiten dahin, daß das schöne gesegnete Spanien zu einem völlig machtlosen Staate herabsank, der um's Jahr 1700 bloß noch 8 Millionen Einwohner zählte. Die fleißigen Mauren (Araber), Juden und Kezer hatte man vertrieben, verbrannt oder in Del gefotten; alles zur Ehre Gottes, und so den tüchtigsten Theil der Bevölkerung vernichtet. Der letzte Habsburger, dem Franzosen Philipp, und so wurde Spanien mit einer bourbonischen Dynastie beglückt (1701). Zu verderben fanden die Bourbonen nicht viel mehr vor, aber verbessert haben sie in ihrer 167jährigen Sündenwirthschaft auch nichts. Daß ein Bruder des alten Napoleon, Joseph, vorübergehend König in Spanien war, wird den meisten Lesern bekannt sein. Der letzte Bourbone, der siebente Ferdinand, hatte keine Knaben, sondern bloß ein Mädchen, Isabella getauft. Auf Betreiben seiner Hausheer, der Madame Christina, erließ er ein Gesetz, nach welchem der Thron nicht, wie es Recht und Herkommen verlangten, auf seinen Bruder, sondern auf seine Tochter vererbt werden sollte. Also Weiberregiment. Zu bemerken ist hierbei, daß die Cortes (der Reichstag) diesem Gesetze beistimmten. Sie thaten dies theils, um das alte kastilische Recht herzustellen, theils um den in den Klauen der Jesuiten zappelnden Bruder des Königs, Don Carlos, nicht zum Herrn und Meister zu bekommen. Sie hatten da einen schlechten Tausch gemacht und kamen vom Regen in die Traufe.

Zwar als Ferdinand anno 33 starb und sein Bruder Carlos den Thron beanspruchte u. die Krone des Aufsturus aufpflanzte, scharte sich alles, was in Spanien freisinnig war oder doch so heißen wollte, um Christina, die Vormünderin der Königin Isabella. Aber die Freisinnigkeit des Weibes dauerte bloß so lange, bis die Carlisten, die Anhänger des Don Carlos nach

langem blutigen Bürgerkriege überwunden und beseitigt waren. Dann riß die heillose Wirthschaft ein: die Lüderlichkeit sah auf dem Thron.

Das Zwiebelnessen muß eine gesunde Nahrung sein, und den Spaniern eine unverwundliche Natur verliehen haben, da sie sogar durch bourbonisches Weiberregiment nicht zu Grunde gerichtet werden konnten. Sie haben sich für Freiheit und Recht wacker genehrt. Schon unter französischer Herrschaft keimte die Saat der Freiheit, und die Geschichte Spaniens in den zwanziger Jahren hat mehr als ein blutiges Blatt aufzuweisen, das vom Kampfe des Volkes gegen den wiederhergestellten Bourbon berichtet. Die Regierung der beiden Weiber — Isabella war, Dant

der fol
schon
vertrö
ig, un
haben
ausfah
das Z
tung d
der Ge
heit, u
Gusto
den ni
weiter
ung.
Öttera
licher G
als ihr
wir m
kommen
der leg
von d
weiter
von 4
geillic
bedam
der 7
blutig
cini
das
Näher
auch
Dant
König
Freun
tung
welche
in An
weillic
hatte,
nicht
die R
die R
keinen
wurim
kamit
und I
Kürst
merme
mit de
Zwar
werden
die Kou
nicht, u
gerben,
auch für
meine,
banden
des heil
für alle
stößige
als ob
wäre.
Zuni
weillic
schwar
des her
weiner
franzö
Niederl
Zustan

nenshirme, denn sie verließ ja den Schatten der spanischen Kasanien und fürchtete für ihren Teint in der französischen Sonne.

Der Herrscher von Frankreich empfing am Bahnhofe in Biarritz seine Gäste mit zuvorkommender Höflichkeit. Auch die Kaiserin Eugenie und das Kind von Frankreich waren zugegen. Was die hohen Herrschaften beim Anblick der stüchtigen Königsfamilie wohl geodacht haben, ist dem Hintenden nicht verrathen worden: jedenfalls ließen sich sehr erbauliche Betrachtungen anstellen, wenn man nämlich gegen die Fingerzeige der Weltgeschichte nicht blind ist.

Von Biarritz ging die Reise weiter nach Bayonne, wo die Majestät von ihren Ministern empfangen wurde. Dieselben hatten es sich nicht nehmen lassen, der geliebten Landesmutter vorauszuweichen und allenthalben für einen guten Zumbis und Trunk zu sorgen. Denn in der Verbannung muß man auch gelebt haben, und Isabella nahm die Sache überhaupt sich nicht so zu Herzen, daß ihr darüber der Appetit vergangen wäre. — Von Bayonne ging weiter nach Pau in's Bad. Ob das Wasser daselbst hingereicht hat, alle Privat- und Regierungssünden abzuwaschen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls litt es die Königin nicht lange dort. Sie übersiedelte nach Paris, ein ungebetener Gast, denn Napoleon hatte sie nicht eingeladen, und wußte nun nicht recht, was er mit ihr anfangen sollte. Dort weilte sie indessen und hat Zeit, fern von Madrid über den Wechsel aller menschlichen Dinge nachzudenken. Sie hat indeß Paris auch schon satt und soll gelommen sein, ihren Wohnsitz in Prag zu nehmen, bis die Spanier reuevoll sie wieder auf den Thron ihrer Väter zurückholen werden. Inzwischen kann sie doch mit dem Kur-Kasseler das Lied aus „Gaar und Zimmermann“ einstudiren:



Isabella's Ankanft in Paris.

„Einst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern etc.“

Daß sie im Spätjahr auf's Concil nach Rom geht, versteht sich von selbst. — Mit den Spaniern hat sich Isabella, abgesehen vom Thron, noch nicht völlig auseinander geseht. Zwar hat man ihr bereitwillig ihre Garderobe nachgeschickt, und man brauchte einen besondern Extrazug, um die vielen Unterröcke, Hosen, Hutschachteln, Fächer, Reitpeitschen, Riechfläschchen, Rosenkränze u. s. w. nach Frankreich zu befördern. Das hat man ihr willig verabsfolgt. Nachträglich aber stellte sich heraus, daß die sorgsame Königin Manches hatte mitspazieren lassen, was eigentlich nicht der Königin gehörte, sondern dem Staate Spanien. So sind namentlich mehrere Hundert werthvolle Gemälde verschwunden. Die Spanier machen nun an ihre frühere Landesmutter eine Forderung von 36 Mil. Realen (4,500,000 fl.). Wie sie zur Bezahlung gelangen sollen, ist nicht abzusehen, denn die Noth- und Sparpfennige der fürsorglichen Ma-

bame sind in der Bank von England sicher angelegt und ob Diebe von Frankreich an Spanien ausgeliefert werden, weiß der Hintende nicht.

Der werthe Leser wird sich wundern, in dieser ganzen spanischen Geschichte immer nur von der Königin Isabella zu hören und so gar wenig von ihrem Manne, dem König Franz. Der Hintende kann nichts dafür. Er hat vom König Franz durchaus nichts weiter in Erfahrung bringen können, als daß derselbe mit Isabella und Marfori dem schönen Spanien den Rücken gekehrt hat. Ein guter Mann ist er jedenfalls.

Nun aber zurück zu den unglücklichen, weil herrenlosen Spaniern.

Angefistet war die Revolution unzweifelhaft zu Gunsten des Herzogs von Montpensier und vielleicht von diesem selbst; allein sie ging rasch über dieses Ziel hinaus. Der Ruf: „Keine Bourbonen mehr!“ erscholl so unzweideutig durch ganz Spanien, daß weder der Herzog noch seine Anhänger es wagten, öffentlich als Bewerber um die höchste Gewalt aufzutreten. Die blieben Generalen, oder vielmehr der provisorischen Regierung, die sie bildeten. Beschlossen wurde alsbald,

über die künftige Regierungsform bloß die verfassunggebenden Cortes entscheiden zu lassen. Es dauerte lange, bis diese zusammen kamen; sie wurden erst am 11. Februar 1869 eröffnet.

Es zeigte sich alsbald, daß die Republikaner nicht die Mehrheit hatten. Bloß 1/3 der Stimmen war ihnen in den Cortes sicher; die übrigen waren gut monarchisch gesinnt.

So wurde denn auch eine monarchische Ver-

fassung — versteht sich auf „breitester Grundlage“ und eine Jakobiner-Mütze auf dem Haupt — ausgearbeitet, beraten und am 1. Juni mit 214 gegen 55 Stimmen angenommen. So wäre also das Königthum in Spanien fertig, aber der König fehlt noch bis heute. Ein spanischer Maler hat inzwischen dem Bedürfnisse abgeholfen, und hat einen König gemalt, freilich vorerst ohne Kopf, den wird er später darauf setzen, vorausgesetzt, daß die Spanier keinen kopflosen König wählen. Bis der Kalender gedruckt ist, und in die Welt hinauskommt, haben die Spanier vielleicht einen, aber was für einen? das weiß noch Niemand, und prophezeien ist auch für einen Kalenderdrehreiber mißlich, wenn's nämlich was anders betrifft als das Wetter. Mit dem Wetter freilich kann man's halten wie man will; triffst bei uns nicht zu, so geräths in Amerika und der Hintende muß für seine Leser drüben überm Vach so gut sorgen, als für die hiebsen. In der Politik aber hat das Prophezeien seinen Haken. Nun, es wird am besten sein, wir lassen alle die spanischen Thron-Candidaten aufmarschiren. Die Spanier haben dann die Wahl, was sie thun wollen, und überraschen sie die Welt mit einem ganz andern, oder treiben sie gar einer königlosen Zukunft ent-

gegen, so schreibt man ja das nächste Jahr wieder einen Kalender, der auch seine Weltbegebenheiten enthalten muß. Also fangen wir an mit

Nummer 0. Isabella. Mit der ist's wohl aus, was nämlich den Thron anbelangt. Ihr erhabener Gönner in Paris wird sich an der spanischen Suppe den Mund nicht verbrennen wollen, es ist schon seinem Dheim nicht gut bekommen.

Nummer 1. Alfons Franz, Prinz von Asturien, 12 Jahre alt. Hat in den Augen der Spanier keinen andern Fehler, als daß seine Mutter Isabella heißt und sein Vater so zu sagen unbekannt ist. Nun, der ist noch jung, und wenn er nicht König wird, so kann er sonst noch etwas lernen, um in der Welt sein Fortkommen zu finden.

Nummer 2. Der Herzog von Montpensier ist zwar Schwager der Königin Isabella, und somit ein halber Bourbonne, hat aber noch die meisten Aussichten, wenn's nämlich nach Topete's und vielleicht auch Serrano's Willen geht. Beim spanischen Volke ist er nicht beliebt, und der Umstand, daß er bei dem republikanischen Aufstande

Nummer 4. Dom Luiz, regierender König von Portugal. In Spanien gibt es eine große Partei, welche für eine iberische Union, d. h. für Vereinigung von Spanien und Portugal schwärmt. Die Portugiesen wollen aber so wenig spanisch werden, als die schwäbischen Separatisten preußisch. Sie gaben daher ihrem Dom Luiz zu verstehen, wenn er König von Spanien werden wolle, so möge er zuvor in Portugal abdanken, damit sie sich nach einem andern Könige umsehen. Niemand könne zwei Herren dienen. Dom Luiz dachte und denkt wohl noch, ein Sperling in der Hand sei besser, als eine Taube auf dem Dache und zog vor, sicherer König in dem kleinen Portugal zu bleiben, anstatt nach dem unsichern Thron des großen Spanien zu trachten.

Nummer 5. Dom Fernando, der Vater des vorigen, auch König von Portugal genannt, obgleich er nichts zu regieren hat. Wie es kommt, daß der Sohn regiert und nicht der Vater, muß ein wenig erklärt werden. In Portugal ging wie in Spanien die Krone auf eine Tochter des Königs über. Als dieselbe heirathete, erhielt zwar ihr Mann den Titel als König, sie aber war und blieb



Marshall Serrano, z. B. Regent von Spanien.



Admiral Topete.

in Abalusien der provisorischen Regierung seine Dienste zur Bekämpfung desselben anbot, hat ihn in der öffentlichen Achtung eben nicht gehoben. Man schreibt ihm alle Fehler seines Vaters, namentlich auch dessen Kniderei zu, und seine Verbindung mit dem spanischen Zweige der Bourbonnen mag seinen Charakter nicht gerade veredelt haben. Seine Erhebung auf den Thron würde jedenfalls schwere innere Unruhen zur Folge haben.

Nummer 3. Don Juan Carlos Maria Isidoro, Sohn des Don Carlos, der Isabella den Thron streitig machte, Haupt und Hoffnung der Carlisten. Carlisten finden sich bloß in den nördlichen Gegenden Spaniens und auch dort nicht in so großer Anzahl, daß sie zu fürchten wären. In zweiter Linie, wenn nämlich die Wiedereinsetzung Isabella's, oder ihres Sohnes unmöglich ist, ist Don Carlos auch der Candidat der Pfaffen. Trotzdem ist an seine Erwählung nun und nimmermehr zu denken. An den Namen Don Carlos knüpft sich in Spanien der Gedanke an Rückschritt und Vergangenheit nicht an Fortschritt und Zukunft.

Hiermit wäre die Zahl der „legitimen“ spanischen Candidaten erschöpft, und wir müssen uns im Auslande umsehen. Sinf. Bote 1870.

regierende Königin, was Staatsachen anbelangt. Wie sie's zu Hause gehalten haben, und wer da die Hofen angehabt hat, das geht uns hier nichts an. Als die Königin, Donna Maria starb, ging die Krone auf ihren ersten Sohn und nach dessen Tode auf den zweiten über. So ist also Dom Fernando zwar Vater des Königs, aber nicht regierender König. Dom Fernando ist unser Landmann, ein geborner Deutscher, ein Prinz von Coburg. Er hätte Zeit, sich des verwaisten Spaniens anzunehmen, aber er hat keine Lust dazu. Er lebt in einem schönen Landhause, trinkt Wein, den er selber gepflanzt hat, hat sich kürzlich mit einer schönen Tänzerin verheirathet, und ist dabei glücklicher, als er es im Madrider Schlosse oder gar im Eskorial sein würde.

Den Spaniern, die ihn zur Annahme ihrer feilen Krone zu bewegen suchten, sagte er: „Sehen Sie hier meinen Panamahut; derselbe ist leicht, sitzt mir bequem und schützt mich vor den Sonnenstrahlen vollkommen. Ich möchte ihn nicht mit einer Krone vertauschen, die mir leicht unbequem werden und mich drücken könnte.“ Als er erfuhr, daß von der Regierung oder doch der Mehrheit der Cortes eine Deputation an ihn gelangen sollte, ließ er

Madrid zugegangen ist. Für jeden Abgeordneten wurde eine besondere Feder von Silber mit elfenbeinerner Spitze gefertigt, die er zum ewigen Andenken behalten darf. Neun Republikaner verweigerten die Unterschrift und kamen so auch um die silberne Feder. Eine einfache Stahlfeder, etwas spitzig wie die des Sinkenden, hätte, wenn man sparen wollte, freilich den Dienst auch gethan, oder auch ein guter Gänsefiedel; und den paar schwarzen Herren, die sich in die Cortes verirrt haben, hätte man ja extra eine Rabenfeder zuschneiden können. Die Spanier lieben aber einmal bei allem, was sie thun, eine gewisse Grandezza, und so mag ihnen der Aufwand mit den silbernen Federn verziehen sein.

Wenn ein Haus einfällt, ist das erste, was man zu thun hat, den Schutt wegzuräumen. Da fand denn die provisorische Regierung Arbeit genug vor, und sie hat sich dieser Arbeit mit größerem Geschick entledigt, als sie beim Neubau entwickelte. Die Pressfreiheit, das Vereins- und Versammlungs-Recht wurden alsbald verkündet und eingeführt, eine Menge unnöthiger Stellen und Ausgaben wurden abgeschafft und überhaupt begonnen, im ganzen Staatswesen gründlich auszumisten. Das es mit Neuerungen auf verächtlichem Gebiet nicht so rasch geht, als viele erwarten haben, darf uns nicht wundern, man muß bedenken, daß es in Spanien ist, wo seit bald 400 Jahren den Pfaffen eine unbeschränkte Herrschaft eingeräumt war; die Folgen dieser Herrschaft sind nicht über Nacht wegzuräumen. Geschehen ist, was geschehen konnte. Die Verfassung enthält zwar nicht die Trennung der Kirche vom Staate; die katholische Religion ist und bleibt Staatsreligion, d. h. die Religion, für deren Bedürfnisse von staatswegen sorgen ist; aber alle Bestimmungen sind freigegeben, und da und dort ist schon mit dem Bau evangelischer Kapellen oder Kirchen begonnen worden, und für

publik herumgehen solle wie die Kage um den heißen Brei. Sie proclamirten dieselbe daher auf eigene Faust, wurden aber von den Generalen belehrt, daß bloß sie auf's Revolutioniren patentirt seien. In Cadix, Xeres, Malaga und andern Orten kam's zum blutigen Zusammenstoß zwischen den Republikanern und den provisorischen Regierungstruppen. Am blutigsten giengs dabei in Malaga zu, wo der gute Wein die Köpfe ohnehin gerne erhitzt. Zwei Tage und eine Nacht hindurch wurde ununterbrochen gekämpft. Das Innere der Stadt mußte erst mit dem Bajonnet genommen werden, ehe die Republikaner sich ergaben. Bei diesen republikanischen Aufständen und ihrer Unterdrückung wurde mehr Blut vergossen, als bei der Vertreibung der Königin Isabella und ihrer Anhänger. Es war um Weihnachten 68 als sie stattfanden, also lange vor Eröffnung der Cortes. Der Entscheidung der letzteren sollte allerdings keine einzelne Stadt oder Provinz vorgreifen; aber warum sollten die Bürger von Cadix und Malaga nicht das Recht gehabt haben, sich für die oder jene Regierungsform öffentlich auszusprechen? Und Bürger gegen Bürger sollten eben nicht gleich zu Kanonen und Kartätschen greifen. Seitdem ist's ruhig geblieben.



Ermerdung des Gouverneurs in Burgos.

Große Aufregung verursachte ein in Burgos von den Pfaffen angeführter und am 25. Januar ausgeführter Meuchelmord.

Gutierrez de Castro, Civil-Gouverneur von Burgos, ein freisinniger, höchst geachteter Mann, wurde in der Hauptkirche daselbst erschossen. Und warum? Er war von der Regierung beauftragt, zu erheben, was von werthvollen Gegenständen in der Kirche noch vorhanden sei; man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß die Pfaffen überall bei Seite zu schaffen suchten, was irgend von Werth war und wollte diese Beeinträchtigung des Staatseigenthums nicht länger dulden. Dagegen wehrten sie sich

durch Meuchelmord. Den Anstiftern und Thätern ist ihr Lohn geworden.

Als in Spanien ausgekehrt wurde, so wollte

Cuba

hinter dem Mutterlande nicht zurückbleiben und griff auch nach dem Besen. Nur waren die Verhältnisse auf der schönen antillischen Insel ganz andere, als am Tajo- und Ebrostrand. Der Aufstand kehrte sich gegen die spanische Statthalterei und die spanischen Truppen, und das Lösungswort war keineswegs: „Keine Bourbonen mehr!“ sondern: „Trennung von Spanien, Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Cuba's!“ Die Generale in Madrid wollten nicht den Vorwurf auf sich laden, daß unter ihrer Regierung Spanien seine schönste Perle verloren habe: sie sandten zur Unterdrückung des Aufstandes wiederholt Truppen ab. Allein so viel auch von den Siegen dieser



Truppen und von den Niederlagen der Cubaner schon berichtet worden ist, der Aufstand ist eben noch immer nicht unterdrückt; im Gegentheil haben in neuester Zeit auch die spanischen Truppen, die Freiwilligen, dem Generalcapitän von Cuba, dem General Dulce, den Gehorsam gekündigt und denselben genöthigt, nach der alten Welt sich einzuschiffen.

Bei den Vorgängen auf Cuba haben die Nordamerikaner die Hand im Spiele. Sie sind längst lustern nach dem schönen Lande, wo die köstlichen Habana-Cigarren wie bei uns die Spargeln wachsen, und wenn sich Gelegenheit bietet, so sind die Republikaner der neuen Welt im Annectiren so wenig bedenklich als die Monarchen der alten Welt.

So, nun wäre der Hinkende mit den Spaniern auf 1 Jahr fertig; doch: "Wo man's am wenigsten dachte, springt der Hase heraus", sagt ein spanisches Sprichwort.

Bringt da die neueste Zeitung die Nachricht, daß ein König für Spanien gefunden sei, und zwar ist es keiner von den 8 Candidaten des Hinkenden. Er muß also noch hinten nachhinken mit

Nummer 9: Thoma von Savoyen, Herzog von Genua, Neffe Victor Emanuels und also Geschwisterkind von Nummer 6. So weit des Hinkenden geschichtliches Gedächtniß reicht, hat noch kein Thomas einen Thron geziert, es wäre also wohl der Mühe werth, es auch einmal mit einem solchen zu probiren. Warum sollte ein Thomas nicht ebenso gut regieren können, als ein Jakob oder Peter oder Michel? Vorerst ist aber der fragliche Thomas noch ein ungläubiger Thomas, d. h. er glaubt selber nicht daran und studirt inzwischen in Oxford canonisches und anderes Recht.

Nun aber genug von Spanien!

Frankreich.

Er an der Seine mag seinen Theil gedacht haben über die Vorkommnisse in Spanien, die ihm ganz in die Quere kamen. "Schau, schau, es geht oft schneller als man glaubt!" — soll Er gesagt haben, wenn der Kladderadatsch recht gehört hat. Es war alles so nett eingefädelt: die Franzosen in Rom sollten durch Spanier ersetzt und damit Frankreich, der Paps, die Kaiserin und das eigene Gewissen zufrieden gestellt werden. Da kommt die dumme Revolution dazwischen und schiebt ihm Isabella, Marfori und die ganze spanische Pastete auf den Hals. Das war ärgerlich, namentlich auch des schlechten Beispiels wegen, das den in diesem Punkte sehr lernbegierigen Franzosen gegeben ward. Nebenher aber ließ es sich nicht, und er hat sich sehr gehütet, etwas daran ändern zu wollen. In Frankreich selbst ist des Weltgeschichtlichen nicht viel oder eigentlich nichts geschehen. Der Kaiser ist um ein

Jahr älter geworden und sein Sohn ebenfalls; für Letztern mag es ihn freuen, für ihn selbst aber nicht — schon leicht aber auch; denn in Frankreich darf man schon Gottlob! sagen, wenn wieder ein Jahr in Ruhe vorübergegangen ist. So gar ruhig ging es indessen nicht zu. Da ist einmal vor allem das ewige Geheze gegen Preußen und Deutschland. Die Franzosen können und wollen noch immer nicht begreifen, daß auch ohne sie in Weltgeschichte gemacht werden kann. Sie müßten sich noch bei Napoleon lernen und Napoleon hat es vielleicht schon begreifen. Wäre bei uns hüben über'm Rhein Alles, wie es sein sollte, wäre bei uns selbst nicht das ewige Gehezer und Geheze: die Franzosen dächten nicht daran, ein Wort in unsere Angelegenheiten zu reden.

Zur Abwechslung machten sich die Franzosen auch einmal an einen andern Nachbar: sie erfanden die belgische Eisenbahngesellschaft, die belgische Ostbahngesellschaft, suchte sich in den Besitz von



Die neuen Pariser Abgeordneten.

Mehr als Deutsche und Belgier machen dem Kaiser seine eigenen Franzosen zu schaffen. Sie sind, namentlich die Pariser, sehr erfinderisch in dem, was geeignet ist, den Kaiser zu ärgern. Vor allen versteht dieß ein Graf Rochefort, ein Graf, der sich aber einfach Heintzsch fort schreibt und nennt. Der kam auf den Gedanken, ein neues Blatt zu schreiben, die Laterne, einzig zu Zwecken, um dem Kaiser damit heimzuleuchten. Das hat er denn auch ganz ungenirt. Napoleon hat wohl seinem Reichvater so viel gebeichtet, als ihm Rochefort unter die Nase reibt. Trotz seines hohen Preises ist das Blatt reißenden Abgang, und schon die ersten Nummern hätten den Rochefort zum reichen Mann gemacht, wenn er nicht als ächter Pariser die goldenen Worte ebenso schnell durchgejagt hätte, als sie hereinzufließen. Daß seines Weibens in Paris und



Henri Rochefort.

nicht sein konnte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er floh nach Belgien, und die Volkzeigerichte haben nun das Vergnügen, ih für jede Nummer seiner Laterne, die nach wie vor erscheint und in viel tausend Exemplaren nach Frankreich eingeschmuggelt wird, in contumaciam zu verurtheilen. Das ist aber noch nicht das Aergste. Bei den im Mai vorgenommenen Wahlen zum gesetzgebenden Körper stellte ein Pariser Wahlbezirk den Rochefort als Candidaten auf, und es fehlte wenig, er wäre gewählt worden; mit 14761 Stimmen unterlag er gegen 18,350, welche Jules Favre erhielt, der aber ebensovienig ein guter Freund Napoleons ist, als Rochefort; nur daß jener Glacéhandschuhe anhat, während dieser mit der Faust drein schlägt.



Jules Favre.

Die Franzosen dürfen übrigens mit dieser Wahl ganz zufrieden sein, denn Jules Favre ist ein durch und durch biegener Patriot und praktischer Politiker, während der stern-Mann Rochefort nichts ist als ein frivolster Spötter, dessen Erfahrung- und Gedankenlosigkeit in der Kammer bald genug an den Tag gekommen wäre.

Die Wahlen zum gesetzgebenden Körper überaupt könnten Napoleon die Augen öffnen über die Stimmung in Frankreich, wenn er darüber noch im Unklaren war. Zwar ist die Mehrzahl derselben kaiserlich ausgefallen, er bei weitem nimmer in dem Grade, wie früher. Zählt man alle in Frankreich abgegebenen Stimmen zusammen, entfallen auf die kaiserlichen Candidaten etwa 4 Millionen, während auf die der Opposition kaum 1/2 Million weniger kommen. Die weltbekanntesten 8 Millionen, auf

denen das Recht Napoleons an den Kaiserthron beruht, sind also bedeutend zusammengeschmolzen. Die Franzosen haben längst eingesehen, daß alles nur eine Zeit lang schön ist, und wäre es auch ein auf das allgemeine Stimmrecht gegründetes Kaiserthum. Was den Ausfall der Wahlen für Napoleon am bedenklichsten macht, ist der Umstand, daß die großen Städte alle feindlich abgestimmt haben, und daß er seine Mehrheit nur dem Landvolke zu verdanken hat und mehr noch der nichtswürbigen Einteilung der Wahlbezirke, die so eingerichtet sind, daß die gescheiden Leute immer von den durch die Pfaffen und Bürgermeister bearbeiteten Dummköpfen überstimmt werden. Von einem der freisinnigen Deputirten will der Sinkende ein Geschichtlein erzählen:

Im Priesterseminar in Montauban war ein junger Mann, der hatte zum Geißlichwerden wenig Talent und noch weniger Lust. Also schrieb er eines Tages seinem Vater: „Lieber Vater, hole mich, oder ich steche mir ein Auge aus.“ Der Vater dachte: „der Narr“, und gab ihm keine Antwort. — Drei Tage darauf meldete dem Vater ein Brief des Directors: „Euer Sohn hat sich ein Auge ausgestochen.“ Jetzt war's dem Vater nicht einerlei, schleunig reist er zu seinem Sohne, zankt mit ihm und beschwichtigt ihn und — läßt ihn im Seminar. Kaum aber daheim angekommen, erhält er wieder einen Brief: „Lieber Vater, wenn Du mich in drei Tagen nicht von hier fortlässest, so steche ich mir auch das andere Auge aus. Hochachtungsvoll ic.“ Jetzt gab der Alte nach und hat seinen Sohn geholt. Der Sohn ist Advokat geworden und heißt Gambetta, und ist derselbe junge Mann und Republikaner, den die Pariser in die Kammer gewählt haben. — Der hatte gewiß keine Lust, Priester zu werden, und wenn er sich nur halb so energisch gegen Napoleon wehrt, als er sich gegen die Priesterei gewehrt hat, so mag der Kaiser sich auf einen ernsten Kampf gefaßt halten mit dem eindugigen Gambetta.—



In der gesetzgebenden Versammlung selbst wird die Opposition keinen Beschluß durchzusetzen vermögen, denn sie wird nicht über 1/5 oder höchstens 1/4 der Stimmen zu gebieten haben; der Kampf könnte aber leicht aus der Kammer wo anders hin verlegt werden, und — doch was brauchen wir uns mit Vermuthungen den Kopf zu zerbrechen? Napoleon weiß so wenig als der Hinkende, was in der Zeiten Hintergründe schlummert. Für uns Deutsche wäre jedenfalls gut, unsere Zustände vorher fertig zu machen, ehe der Tanz drüben wieder angeht.

Auch ein Todter hat dem Kaiser Napoleon viel zu schaffen gemacht, der am 3. December 1831 im Kampfe für Gesetz und Recht auf einer Barrikade gefallene Abge-

ordnete Baudin. 17 Jahre waren verfloßen, und wohl nur wenige mögen noch des Ehrenmanns gedacht haben, der auf dem Kirchhofe von Montmartre schlummerte. Am Allerheiligentage suchten einige Pariser sein Grab auf und schmückten es mit Blumen. Sofort wurde die Wallfahrt zu Baudins Grab als Kundgebung republikanischer Gesinnung benützt und halb Paris strömte dorthin. Alle freisinnigen Blätter forderten zu Unterzeichnungen auf zu einem Denkmal für Baudin und bald waren große Summen beisammen. Die Regierung verbot die Sammlungen, besetzte am Todestag Baudins dessen Grab und den ganzen Kirchhof mit Truppen und stellte eine Menge Baudin-Verehrer vor's Gericht. Die darüber geführten Verhandlungen dienten nicht dazu, das Ansehen des Kaisers und seiner Regierung zu erhöhen. Man erinnerte sich wieder lebhafter an den blutigen Geburtstag des Kaiserreichs und man verurtheilte den 2. Dezember in einer bisher unerhörten Sprache. Wurden auch die Mißvergünstigten niedergehalten, und die Angeklagten bestraft, so konnte man doch das Gespenst "Baudin" nicht erschließen, wie einst den Mann selbst, den der Mörder der Republik zu einem stillen Manne gemacht zu haben glaubte. Die Pariser haben

heuer auch einmal an ihre besondern Pariser Angelegenheiten gedacht und ihr Soll und Haben untersucht. Da fanden sie denn, daß ihr Oberamtman oder Präfect, wie man's in Frankreich heißt, für Verschönerung des schon vorher schönen Paris nicht weniger als 1865 Millionen Franken ausgegeben hatte. Herr Hausmann, so heißt der Verschönerer (man könnte meinen, es wäre ein Deutscher, es ist aber ein geborener Pariser), hatte seit

15 Jahren nicht nur einzelne Häuser und Straßen, sondern ganze Stadtviertel niederreißen lassen und dafür schöne neue breite Straßen angelegt, natürlich alles, um den Pariser mehr Licht und Luft zu verschaffen. Die Pariser aber und auch andere Leute meinen, man habe nicht nur ihnen Licht und Luft verschaffen wollen, sondern auch den Kanonentugeln. Niedergerissen wurden nämlich alle die krummen und engen Gassen, in welche sich bei jeder Revolution die Aufständischen festsetzten, und wo ihnen mit Kanonen und Kartätschen nicht wohl beizukommen war. Jetzt sollen sie's wieder versuchen, und in den breiten geraden Straßen, deren Hauptenden mit festen Kasernen versehen sind, Barrikaden bauen! Nun, schöner mag Paris jedenfalls geworden sein, wenn nur die 1865 Millionen auch bezahlt wären. Nicht weniger als 465 Millionen sind noch zu decken, welche Herr Hausmann bei der Bodentreibanstalt auf Rechnung der guten Stadt Paris entlehnt hat. Die Pariser lassen sich indessen darüber keine grauen Haare wachsen. Sie hoffen, die Schulden Frankreichs und die der Stadt Paris werden an Einem nicht mehr fernem Tage getilgt werden.

Am 15. August wird der hundertjährige Geburtstag des alten Napoleon gefeiert. Die Kritiker liegen sich schon lange in den Haaren und streiten, ob Napoleon auch wirklich am 15. August 1769, oder nicht schon im Jahre 1768 geboren sei. Der alte Kaiser steht im Verdacht, er habe sich um ein Jahr jünger gemacht. Seine Heimath, die Insel Corsica, kam nämlich im Jahr 1768 an Frankreich, und dazumal soll er schon am Leben gewesen sein. Um aber bei den Franzosen als geborner Franzose zu gelten, habe er in eigener Nachvollkommenheit seinen Geburtstag um 1 Jahr zurück- oder vielmehr vorgezogen und 1769 anstatt 1768 in seinen Tauffchein setzen lassen. Der Hinkende läßt unentschieden, welche Jahreszahl die richtige ist; die Welt verliert nichts dabei, ob Napoleon als Landsmann oder als annekirter Corsicob Franzose die Haut über die Ohren gezogen hat. Eines aber ist gewiß, die Franzosen mögen meinetwegen an dem 100jährigen Napoleonstage Champagner trinken, der Hinkende trinkt an diesem Tage Brunnenwasser, so schwer es ihm auch ankommen mag.

Italien.

Vom Königreich Italien ist außer der Einführung der neuen Steuern, von denen der Hinkende schon im vorjährigen Kalender berichtet hat, nicht viel Neues zu sagen, und auch in diesem Punkte hätten's die Italiener gern beim Alten gelassen.

Dagegen hat man gemunkelt, daß der Re galantuomo es nicht beim Alten lassen wolle gegen über Deutschland, dem er bekanntlich Venedig verbannt. Er soll mit dem Habsburger und mit Napoleon im Trüben fischen



Baudin's Tod am 3. Dezember 1851.

wollen, aber man begreift nicht, was er dabei fischen könnte, und die Italiener wüßten faule Fische und sehen scheel dazu, wie sich die Beiden, Franz Joseph und Viktor Emanuel gegenseitig mit Orden und Regimentern beschenken.

Der König von Italien würde besser thun, sich mehr um sein eigenes Hauswesen zu kümmern, als in fremde Haushaltungen mit drein reden zu wollen, denn das Einigungswerk in Italien geht verdammt langsam vorwärts, ja ist förmlich in Stillstand gerathen, und wird nächstens wieder rückwärts gehen. Der Regierung fehlt es an Kraft und Energie gegenüber diesem halbgebildeten, noch an den Nachwehen der Pflasterfrantheit leidenden Volke, und wenn die Bestechung und Mordmord selbst aus den Kreisen der sogenannten Gebildeten sich rekrutirt, so sind das Zustände, die dem Könige keine Zeit lassen sollten sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern.

Doch die Gefühle und Interessen der Völker sind mächtiger als die Launen der Könige, und mag Viktor Emanuel auch mit Deutschland grollen und schmollen, es folgt doch der gebieterischen Nothwendigkeit und läßt durch eine Gotthardts-Bahn Italien mit dem deutschen Mittelpunkt von Europa verbinden, eine Bahn, die den Monarchen

Genis und den Brenner, die seine Freunde Frankreich und Oesterreich links und rechts liegen läßt.

Rom.

Die Hauptsache sind hier die Vorbereitungen zum Concil. Auf das Concil selbst kann der Hinkende mit dem Druck seines Kalendes nicht warten, die Zeit geht fort, und sie werden sie wahrscheinlich auch in Rom nicht zum Stillstand bringen.

Am 24. November 1868 wurden in der ewigen Stadt 2 politische Verbrecher hingerichtet, Monti und Tognetti. Sie hatten die Territoriaserne mit den päpstlichen Zuaven in Rom in die Luft sprengen wollen, und es hatten dabei allerdings mehrere Personen das Leben verloren. Inbessnen hatte man allgemein geglaubt, der heilige Vater werde sie begnadigen, da ihr Verbrechen ein politisches war, und sich nicht nur die italienische Regierung, sondern selbst Napoleon für ihre Begnadigung verwendet hatte. Aber umsonst! Am Tage der Eröffnung des italienischen Parlaments in Florenz mußte die Guillotine in Rom ihren schauerlichen Dienst thun. Das Parlament verstand den Wink nur zu gut. Eine ungeheure Enttäuschung brach aus, und einer der Abgeordneten, Birio, rief: „Wir können nichts thun, als die Tapfern des Landes auffordern „Geht nach Rom und werft die Bande in die Tiber!“ Auch der Ministerpräsident konnte nicht umhin, die Hinrichtung auf's Nachdrücklichste zu mißbilligen, und die Kammer beschloß mit allen gegen 6 Stimmen einen feierlichen Protest. Damit waren freilich weder Monti und Tognetti, noch die von letztern in's Jenseits beförderten Zuaven und Musikanten in's Leben zurückgerufen.

Nach dem Vorgange mit Monti und Tognetti schien das Leben zweier andern Gefangenen in Rom keinen Peterspfennig mehr werth zu sein. Es waren dieß Ajani und Luzzi, die ebenfalls zum Tode verurtheilt worden waren. Ajani besaß eine Wollwaarenfabrik in Rom und war benuncit worden, in seinem Hause besinde sich eine Waffenkammer. Eine Compagnie Gendarmen und eine Compagnie Soldaten rückten an und es entspann sich in der Fabrik ein mörderischer Kampf, bei welchem 16 von Ajani's Freunden und Arbeitern und 1 Zuave getödtet wurden. Das Haus wurde erschürt und zerstört und Ajani flüchtete sich in das Haus einer Frau Lavani. Dort fanden ihn die Zuaven, nahmen ihn gefangen und mordeten die Frau Lavani und ihren 13jährigen Sohn.

Das war am 25. October 1867 geschehen, zur Zeit als Garibaldi durch die französischen Gassepots an der Einnahme der ewigen Stadt gehindert worden war. Nach 14monatlicher Gefangenschaft sollte nun Ajani mit seinem Freunde Luzzi dafür unter die Guillotine kommen. Sie wurden jedoch auf persönliche Verwundung Victor Emanuels begnadigt.

Christus hat dem Malchus sein abgebaunenes Ohr wieder hergestellt, daran dachte vielleicht der Nachfolger Petri in der letzten Stunde, und daß es ihm vielleicht etwas schwer werden dürfte abgebaunene Köpfe wieder aufzusetzen, trotz seiner Unfehlbarkeit.

Doch, wir sind ja ar den Vorbereitungen zum Concil! Concil! Was ist Concil?

Das Concil ist die letzte Delung, die sich der Ultramontanismus selber gibt, eine Illustration zu dem Sprichworte: „Almber Eifer schadet nur.“ Mit den eigentlichen kirchlichen und religiösen Sachen, die auf dem Concil vorkommen sollen, mag sich der Hinkende nicht befassen, und was z. B. die Empfängniß und Himmelfahrt der Maria betrifft, so ist das Glaubens- und auch ein wenig Geschmacksache, und das gehört vorerst nicht in den Kalender. Das ist aber nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist, was die kirchensversammlung ungehörigermaßen aus fremdem Bereiche in den

ihrigen herüberziehen will. Nun, um was handelt es sich denn? Einfach darum, daß eine Handvoll Jesuiten mit Hilfe einiger Hundert Bischöfe und Priester es unternehmen will, die anderthalb Tausend Millionen Menschen, die auf Erden leben, geistig zu knebeln und allen gesunden Menschenverstand tödt zu schlagen, indem der Syllabus zum obersten Grundsatz der Welt und die Unfehlbarkeit des Papstes zum obersten Glaubensgrundsatz erklärt werden soll.

Man mag dieß einen Riesenkampf nennen, der Hinkende hält es für einen Streich von Leuten, denen — ein Ziegel gerutscht ist, oder zwei, und er hat sich bereits vorgenommen, falls etwa der künftige unfehlbare Papst erklären sollte, daß 3 von 5 aufgehe, oder daß der Peterpfennig immer noch zu klein ausfalle, dieß ganz ergebenst nicht zu glauben. Er hat nun einmal keinen solchen baumstarken Glauben. —

Eigentlich werden es zwei Concile sein, eines in Rom und eines in Neapel, in Rom nachten die Jesuiten und in Neapel tagen die Freidenker, und diese wollen den Jesuiten die Stange halten, damit sie doch nicht gar zu arg damit im Nebel herumfahren.

Der heilige Vater hat nicht nur die Befenner der griechisch-katholischen Kirche, sondern auch die Protestanten und alle Kezer eingeladen, sich auf dem Concile einzufinden, natürlich, um in den Schooß der einzig seligmachenden Kirche zurückzuführen. In dem betreffenden Schreiben heißt es: „Wir ermahnen wieder und wieder alle von Uns getrennten Christen, sie mögen eilends zu dem einzigen Schaffall zurückkehren; die ganze Welt kann den wahren Frieden nicht genießen, wenn nicht ein Schaffall und ein Hirte sein wird.“

Was meint der werthe Leser, wollen wir nicht auch nach Rom? Der Hinkende läßt es hübsch bleiben, in Jahr sieht er viel sicherer. Hätten sie ihn einmal beim Kragen, er würde keinen Fürsprecher finden wie der Ajani und Luzzi. Wer übrigens etwas von ihm will, der komme nach Jahr. Von Rom nach Jahr ist's keinen Schritt weiter, als von Jahr nach Rom.

Der heilig-väterlichen Aufforderung gegenüber haben die deutschen Protestanten am letzten Mai in Worms eine Versammlung gehalten, bei welcher feierlich gegen diese Zumuthung protestirt wurde. Es mag ganz gut sein, daß man auf eine so zudringliche Einladung eine berbe Abfertigung folgen läßt, wichtiger aber ist, daß die Katholiken selbst sich gegen die Annahmungen der römischen Curie zu regen beginnen. Ihnen kommt dieses auch zunächst zu. Den Nichtkatholiken können Papst und Concil nichts vorschreiben, sie können einfach darüber lachen, den Katholiken aber kann es nicht gleichgiltig sein, von Rom aus ihre Denk- und Gewissensfreiheit beeinträchtigt zu sehen: sie mögen sich beßhalb wehren. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht die Freisinnigen aller Bekenntnisse zusammenzuhalten haben, wo es gilt, für Licht und Recht einzustehen.

Der Hinkende unterläßt vorerst weiteres über das Concil; erst im nächsten Kalender kann er berichten, was sie Gutes in Rom ausgemacht haben. Seine Hoffnung ist, auch das Concil werde die Menschheit einen guten Schritt vorwärts bringen, freilich in anderm Sinne, als es die frommen Herrn beabsichtigen.

Am 11. April feierte der heilige Vater in Rom sein 50jähriges Priesterjubäum. Das Zusammenströmen von Gläubigen aus allen Ländern dabei mag großartig gewesen sein. Die meisten kamen nicht mit leeren Händen. Auch die unmittelbaren Unterrhanen Seiner Heiligkeit brachten ihr Scherflein, größtentheils in Naturalien bestehend. Der betreffenden Deputation schloß sich meist die ganze Gemeinde an. Cori sandte Tabak, Bracciano 6 Kalber, Sermoneta 4 Büffelochsen, Cisterna Käse, Frosinoni Getreide, Velletri Wein, Cervetri Bohnen. In

Rom war es unmöglich, all' den vielen Ankömmlingen Nahrung und Obdach zu gewähren; nun, dem Italiener macht das Obdach nicht viele Sorgen, er begnügt sich auch mit Gottes blauem Himmel, und Naturalien hatten die Deputationen ja bei sich. Was davon noch an seine Adresse gelangte, wurde den armen Klöstern zugetheilt, da Seine Heiligkeit selbst nur eine kleine Haushaltung führt. Werthvoller waren die Spenden, die von fern her kamen. Deutschland sandte zu dem Feste 112 Millionen. Peterospennige, Ungarn etliche 40 oder 50 Millionen. Man klagt immer, das Geld sei rar; in Rom kann es nicht rar sein. Man hatte dessen genug, um die Peterskirche, den Vatikan, die Engelsburg und ganz Rom zu beleuchten. Der Hinkende hätte jedem Spender von Peterspennigen von Herzen die Freude gewünscht, daß er die bengalischen Feuer mit angesehen hätte, in welchen dieselben in die Luft flogen. Sein, des Hinkenden, Antheil hat nicht sehr helle gemacht.

Unter den 150 Personen, welche nach der beim Feste in der Peterskirche vom heiligen Vater selbst gelesenen Messe zur Communion zugelassen wurden, beband sich auch der junge Mortara.

Türkei und Griechenland.

Wenn die Diplomaten sonst nichts zu thun haben, so suchen sie allemal wieder die Orientalische Frage hervor; das ist ein unerlöschlicher Born für sie, an dem sie noch lange ihren Dunst stillen können.

Diesmal aber floß die Quelle fast zu reichlich. Die Sache ist die: Die Insel Candia befindet sich seit einigen Jahren im Aufstand gegen ihren Großhern, den Sultan in Constantinopel;

der Hinkende hat davon schon im 68er Kalender berichtet. Inzwischen ist der Aufstand wohl 20 mal „besiegt“ und „beendigt“ worden, und immer war es noch der Aufstand. Das fiel zuletzt selbst dem Sultan auf. Er rief seinen Minister, den Fuad Effendi, und sagte zu ihm: „Hörst, Fuad, was ist denn das für eine Geschichte mit den Kretern? Ich weiß nicht, wollen sie oder wollt Ihr den langen Glauben mit mir treiben. Warum bringt man die handvoll Leute nicht zur Ruhe?“

„Beherrscher der Gläubigen,“ begann der Effendi und griff unwillkürlich an seinen Hals, „redet nicht also! Die Kreter sind ruhig wie das Meer, das Ihr dort vom Fenster aus sehen könnt: aber die Griechen — denen ist das Land, das wir ihnen aus Gnade geschenkt haben, viel zu klein, und sie trachten nun, o Herr, nach Curer schönen Insel Kreta. Die Schiffe, welche Curer siegreichen Truppen nach Stambul führen, bezeugen stets den Dampfern von Athen, welche neues Gesindel nach Kreta bringen. Es wird nicht Friede, o Herr, als bis den Griechen das Handwerk gründlich gelegt ist.“

Da ergrimmete der Sultan und befahl, den Griechen das

Handwerk gründlich zu legen. Die Pforte, um kurz weiter zu berichten, hatte die unzweideutigsten Beweise in der Hand, daß der Aufstand von Griechenland, und zwar von Seiten der Regierung aus, angefaßt und unterstützt werde. Sie stellte daher die Forderung, daß dieß in Zukunft zu unterbleiben habe. Die Türken waren dabei ganz in ihrem Rechte: kein anderer Staat hätte dem Treiben eines unruhigen Nachbarn so lange geduldig zusehen, wie die Türken es Griechenland gegenüber gethan haben. Die Griechen aber wollten ihr Unrecht nicht einsehen; sie erhoben ein Kriegsgeschrei wider die Türken und rüsteten so gut sie konnten; denn zum Krüsten braucht man Geld und das hatten sie im Augenblicke nicht. Die Türken rüsteten auch, so gut sie konnten. Nun hatten die Diplomaten in Athen und Constantinopel zu laufen und zu springen, um das Meuseste zu verhüten. Der Sultan hatte bereits seinen Gesandten aus Athen abberufen und den griechischen Gesandten heimgeschickt, auch allen Griechen befohlen, die Türkei sofort zu verlassen. Auf der See war man sogar schon handgemein geworden. Der griechische Dampfer Enosis, der seither den Verkehr zwischen Candia und Athen vermittelt hatte, griff einen türkischen Kreuzer an, zog aber den Kürzern und mußte mit zerflossener Kamrin in den Hafen von Syra flüchten. Endlich gelang es doch den Diplomaten, den hartköpfigen Griechen Vernunft beizubringen. Diese verstanden sich dazu, daß die Sache auf einer Conferenz in Paris beigelegt werden solle. Die Feindseligkeiten blieben eingestellt. Fast wären die Conferenzherren unverrichteter Sache auseinander gelaufen. Der griechische Gesandte sollte auf der Conferenz als kleinemächsiglich kloß eine beratende Stimme haben,



Der Sultan mit seinen Ministern.

während der türkische als großmächtig mitstimmen durfte. Das verdroß den Kleinen und er blieb weg. Die Herren aber machten ohne ihn fort und gelangten endlich nach langem Kopfzerbrechen zu dem glücklichen Resultat, daß der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland eigentlich eine wahre Unnoth sei, und daß es für beide Staaten am besten wäre, wenn sie freundschaftlich sich vertragen würden. Dieser Beschluß wurde nach Constantinopel und Athen geschickt, wo sich die Kriegslust inzwischen so weit vermindert hatte, um einsehen zu können, daß die Herren in Paris im Grunde genommen doch Recht haben könnten.

So ist also die orientalische Frage nicht gelöst, sondern vertagt und das Material zu Verurtheilung derselben um ein dickes Protokoll reicher geworden.

Sonst ist von Griechenland und der Türkei nicht viel zu berichten. Beide Staaten schreiten trotz ihrer Geldklemme auf dem Wege der Reformen muthig fort, wenn man nämlich den amtlichen Zeitungen glauben darf. Was Reformen in der Türkei und Griechenland bedeuten, kann der Hinkende seinen Lesern nicht sagen; er weiß es selbst nicht recht.

ter der irischen Kirchengüter. Dieselben werden zu freien Eigentümern, indem sie den Pacht entweder im 22^{1/2}-fachen Betrage sofort ablösen, oder in 25jährigen Ablosungsquoten bezahlen können. Die seitherige Pachtsumme betrug 108 Millionen Gulden. Die Irländer freilich sind mit dieser Maßregel nicht zufrieden gestellt; ihnen wäre lieber gewesen, wenn man das ganze Kirchengut sammt allem Grund und Boden unter sie vertheilt hätte; aber allen Menschen kann man es nicht gerecht machen.

Während auf dem Festlande eine Nation die andere mit Rüstungen überbieten will und die Militärausgaben dadurch auf eine unsinnige Höhe hinaufgeschraubt werden, setzen die Engländer ihr Armeebudget um 13 Mill. Gulden herab. England wünscht gewiß mehr als alle Nationen den Frieden; es huldt aber dem dummen und kostspieligen Grundsatz nicht: Wer Frieden will, bereite sich auf den Krieg. Zwar nicht Jeder ist dumm, der diesem Grundsatz huldt, das kommt auf die Umstände an. Der Engländer, der hat's gut machen, der sitzt auf seiner Insel und hat das Meer als Festungsgraben drum herum, wir aber stehen Schulter an Schulter mit einem Nachbar, von dem wir nicht wissen, welchen Augenblick er über uns herfallen und uns den Garaus machen will. Nein, nein, einer Tigerfalle gegenüber die uns Krallen und Zähne weist und zum Sprunge ansetzt, da schläft man nicht, da hat man den Stahl in der Faust und die Kugel im Rohr.

Das Striken oder Arbeitseinstellen in Masse ist bei den englischen Arbeitern noch immer in der Mode. Es läuft aber in der Regel ohne Unruhen ab; die Obrigkeit legt sich nicht darein und wer's am längsten aushalten kann, gewinnt es. Gewöhnlich sind das die Arbeitgeber, die Fabrikherren. Die ganze Woche hindurch blauen Montag zu machen ist für die Arbeiter eine kostspielige Sache.

Nun noch etwas von dem Alabamastreit. Wir kommen damit zugleich hinüber nach

Nordamerika.

Während des amerikanischen Kriegs liefen die Südstaatlichen in England mehrere Caperschiffe — das wichtigste davon heißt die Alabama — erbauen oder aufkaufen und ausrüsten, welche dem Handel der Nordstaatlichen nicht geringen Schaden zufügten. Die Nordamerikaner protestirten gegen die Hilfe, welche England dadurch dem rebellischen Süden gewährte, konnten aber während des Kriegs nichts weiter machen. Nun, da sie wieder freie Hand haben, kommen sie mit einer specificirten Rechnung von 14 Millionen Dollars, welche England an die amerikanischen Handelsleute bezahlen soll für den Schaden, welche jene Caperschiffe angerichtet haben. Es mag allerdings eine Apotheker-Rechnung sein, und die Engländer sagen, das geht uns nichts an, wir haben nur die Schiffe gebaut, aber gekapert haben wir nicht, darum zahlen wir auch nicht. Die Engländer wollen natürlich von dieser Forderung nichts wissen.

Ein amerikanischer Senator Namens Sumner drohte in einer geharnischten Rede den Engländern mit Krieg, wenn sie nicht bei Heller und Pfennig bleben. Nun ist groß Geschrei hüben und drüben überm Ocean. Da übrigens die Engländer sowohl als die Amerikaner praktische Leute sind, so werden sie wegen ein paar Millionen nicht Hunderte von Millionen, die der Krieg kosten würde, aufspornen wollen.

Das Neueste in Amerika selbst ist natürlich ihr neuer Präsident Grant. Er hat am 4. März 1869 sein Amt angetreten. Was von seinem früheren Leben zu bemerken, ist in Kürze Folgendes:

Grant ist geboren am 27. April 1822, ist also jetzt 47

Jahre alt. Seine Aeltern stammen aus Schottland und waren im Staate Ohio ansässig.

Grant wuchs inmitten eines fruchtbaren Farmerdistrictes auf und erkreute sich der Bildungsmittel, wie sie eine gewöhnliche amerikanische Stadtschule darbietet. Besondere Anlagen waren an ihm nicht zu entdecken, im Gegentheil er lernte etwas schwer und langsam; aber er war beharrlich, und was er einmal gelernt hatte, hafterte fest in seinem Gedächtniß. Als 18jähriger Jüngling kam er in die Militärakademie zu Westpoint, und nach 3jährigem Studium trat er in die regelmähige Armee der Union mit Lieutenantsrang ein. Als Lieutenant und Hauptmann machte er den merikanischen Krieg mit. Das Soldatenleben im Frieden gefiel ihm nicht. Nachdem er die 8 Jahre, zu welchen ihn seine Stelle in der Militärakademie verpflichtete, ausgebüßt hatte, nahm er seinen Abschied und lebte als einfacher Farmer in der Nähe von St. Louis. Das Holz, das er selbst gefällt hatte, führte er auch in eigener Person in die Stadt. Im Jahre 1859 errichtete er mit seinem Vater in Valena im Staate Illinois eine Lederhandlung, die guten Fortgang hatte. Als 2 Jahre hernach der Krieg ausbrach, war Grant einer der ersten, die sich dem Vaterlande zur Verfügung stellten. Sein Geschick und seine Tapferkeit brachten ihn rasch vorwärts. Schon am 1. März 1864 ernannte ihn Lincoln zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber aller Unionsheere, als welcher er den amerikanischen Krieg zum glücklichen Ende führte. Am 28. Juli 1866 verließ ihn der Congreß die höchste militärische Würde der Union, die Stelle eines Armeegenerals, welche er bis zu seiner Erhebung auf den Präsidentenstuhl bekleidete. Grant hat sich also seine Popularität nicht bei Wahlversammlungen oder im Abgeordnetenhaufe, sondern auf den Schlachtfeldern erworben. Im Neben ist er kurz angebunden und überhaupt zurückhaltend mit seinen Aeußerungen. Als ihm am 13. Februar der Congreß amtlich mittheilen ließ, daß er zum Präsidenten gewählt sei, befand er sich gerade in seinem Bureau, rauchte seine Cigarre und arbeitete emsig. Er erhob sich, legte seine Cigarre bei Seite und hielt eine Rede, die 3 Minuten dauerte, die längste, die er je in seinem Leben gehalten hatte. Der Inhalt dieser Rede war, daß er in seinem Kabinete nur solche Leute anstellen werde, von deren Redlichkeit und Uneigennützigkeit er überzeugt sei, daß er also die Tausende von Aemterbettelbriefen, die an ihn gelangen, nicht berücksichtigen werde. Nachdem er dieser heroischen Redeausgabe sich entledigt hatte, zündete er seine Cigarre wieder an und bot auch den Herren vom Congreß einen Glumstengel. Diese schüttelten ihm die Hand, entfernten sich, und Grant setzte sich wieder an seine Arbeit.

Er ist ein grantiger Raucher, der Grant, gerade wie sein College Napoleon, sonst aber haben sie nicht viel Aehnlichkeit.

Am 4. März wurde er, wie schon gesagt, feierlich in sein Amt eingesetzt. Dabei mußte er natürlich eine Thronrede, oder weil's in Amerika ist, eigentlich eine Stuhlrede halten; die durfte er aber ablesen. Er erklärte darin zuerst, daß er kein Jesuit sei, indem er den Eid auf die Verfassung ohne innern Vorbehalt geleistet habe. Das hätte er sollen nicht sagen, meint der Sinkende; jeder brave Mann hält sein Wort, auch ohne Eid, aber freilich seitdem die sogenannten Staatsstreiche erfunden sind, will so ein Eid nicht mehr viel heißen, wenn man nicht noch einen Extra-Eid schwört, daß man ihn auch halten will. Sonst aber war die Stuhlrede durchaus das Wort eines ehrlichen offenen Mannes. Er versprach, das Amt, das er nicht gesucht habe, nach bestem Wissen und Gewissen zu verwalten. Er werde kein Gesetz empfehlen, das gegen den Volkswillen sei, aber sein Veto einlegen gegen Maßregeln, mit denen er nicht einverstanden sei. Mit dem Congreß

wird er wegen des Veto schwerlich in Streit gerathen. Die Partei, die ihn gewählt hat, die republikanische, hat in beiden Häusern die übergroße Mehrheit.

Mit den andern Mächten der Erde wird Amerika fortan — wie der Präsident sagt — auf dem Fuße der Gerechtigkeit, Gegenseitigkeit und Billigkeit verkehren, gleich wie es unter vernünftigen Menschen im gewöhnlichen Verlehr der Fall ist, oder sein sollte. Ein kurzes aber ein stolzes Wort, mit dem Grant seine Vereinigte Staaten-Republik mitten unter europäische Großmächte als gleichberechtigten Kollegen hineinsetzt.

Wir wollen jetzt mit dem Grant schließen; der Hinfende darf ihn nicht zu sehr loben, damit er ihn auch wieder scheitern kann, wenn's nöthig wird. Die Amerikaner fangen bereits damit an. Natürlich Allen kann er es nicht recht machen, und die Unzahl derer, die unter ihm auf eine Stelle gehofft und keine erhalten haben, wird auch kein Loblied auf ihn anstimmen. Das thut aber nichts, in Amerika nimmt man das Schelten nicht so schwer auf. Von dem früheren Präsidenten Johnson hört und liest man nichts mehr; er muß verschollen sein. Auch von dem Prozeß gegen den Südbund-Präsidenten ist es gänzlich stille; man läßt ihn wahrscheinlich einschlafen, und das ist das Beste.

Südamerika
In dem Krieg zwischen Brasilien und Paraguay immer noch nicht zu Ende. Zwar sind die Brasilianer und ihre Verbündeten in der Hauptstadt von Paraguay, in Assuncion; aber der Präsident Lopez ist draußen und streift mit seinen Schaaren bis vor die Stadt, und es dürfte Einen nicht wundern, wenn die Sieger zuletzt in der von ihnen eroberten Stadt selbst belagert würden. Im Interesse der Menschlichkeit und Menschheit wäre zu wünschen, daß Friede gemacht würde. Das Volk von Paraguay bekommen die Verbündeten doch nicht in ihre Hand, und was thun sie mit einem leeren Lande in Südamerika, wo es gewiß nicht an Raum, aber an Händen zum Bebauen fehlt?

Das Beste hat der Hinfende auf die Letzte aufgespart, das liebe Vaterland

Deutschland und Oesterreich.

Paffen die aber auch zusammen? Nun, auf der Karte liegen sie ganz ruhig neben einander, warum sollten sie im Kalender nicht auch ruhig neben einander stehen können? Nun, der Hinfende will's einmal riskiren, sie werden nicht gleich Händel mit einander anfangen. Sie könnten gewiß auch nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Leben friedlich und einig zu einander stehen und mit einander gehen, wenn sie nur die Ellenbogen ein wenig an sich ziehen wollten, namentlich aber die österreichischen. Neudeutschland und Neuösterreich! Es wird keines mehr

in dem andern aufgehen, aber warum sollten sie nicht Freunde und Brüder sein können? Freilich ist vor allen Dingen nöthig, daß jedes Ordnung schaffe im eigenen Hause.

Großes ist in Deutschland und Oesterreich nicht geschehen, aber Vieles ist geschehen, Gutes und Böses. Soll der Hinfende alles aufzählen, alles berichten, was in Oesterreich der Kampf der Pfaffen gegen die Pfaffen und in Deutschland der Kampf der Pfaffen gegen die Pfaffen zu Tage gefördert hat? Soll er schreiben und drucken lassen, wie in Oesterreich alles auseinander strebt und in Deutschland nichts zusammen zu bringen ist? Es graut ihm davor, und doch kann er nicht ganz dazu schweigen. Also in Gottes Namen an die saure Arbeit!

In Oesterreich hat das freisinnige Ministerium — die Herren wecken's doch nicht übel nehmen, wenn man sie noch freisinnig nennt? — einen harten Stand: es hat sich zu wehren gegen die Sondergelüste der einzelnen Völker und Zungen, es hat sich zu wehren gegen die widerwärtigen Bischöfe und ihren Anhang, und es hat sich zu wehren gegen die reaktionären Einflüsse von oben. Die letztern zwei Punkte hängen übrigens genau zusammen. Da muß die beste Kraft bald abgenützt werden. Der Hinfende rechnet übrigens hierher den Oberminister, den Beust, nicht, auch die Ungarn nicht. Ungarn ist für uns ganz und gar Ausland, und der Hinfende hätte ihm sollen einen eigenen Abschnitt widmen, er kann es aber auch hier abmachen. Die Ungarn gehen ihren eigenen Weg, und daran thun sie recht. Sie haben keinen Kaiser mehr, sondern einen apostolischen König von Ungarn. Daß derselbe in der Kaiserburg zu Wien wohnt und bloß hie und da zum Besuche nach Buda-Pest kommt, ist ihre geringste Sorge. Das Concordat gilt ihnen als abgethan, und sie glanzen ihren Verbindlichkeiten gegen den heiligen Vater vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn sie jährlich einige Millionen Peterspfennige nach Rom schicken. An ihrem Eifer bei den Reichstags-Wahlen könnten die Deutsch-Oesterreicher ein Exempel nehmen: zwar nicht was das Todtschlagen betrifft, was bei den ungarischen Wahlen hie und da vorkommt, sondern in Hinsicht auf den Eifer und das Bekennen der Farbe. Die Ungarn sind für unser deutsches Einigungswerk ein besserer Bundesgenosse, als die deutschen Minister in Wien. Sie haben wiederholt erklärt, keinen Mann stellen zu wollen, wenn Graf Beust Deutschland gegenüber etwa Wiederherstellungs- oder Rachepläne auszuführen gedächte.

Der Hinfende hat gesagt „Graf“ Beust, denn er nennt Jeden gern bei seinem rechten Titel. Beust ist nämlich vom Kaiser für seine Verdienste in Oesterreich in den erblichen Grafenstand erhoben worden, und zwar „mit Rücksicht der Taren“, wie es in dem betreffenden Hand-



Grant's Rede bei seinem Amtsantritt.

Das Beste hat der Hinfende auf die Letzte aufgespart, das liebe Vaterland

Der Hinfende hat gesagt „Graf“ Beust, denn er nennt Jeden gern bei seinem rechten Titel. Beust ist nämlich vom Kaiser für seine Verdienste in Oesterreich in den erblichen Grafenstand erhoben worden, und zwar „mit Rücksicht der Taren“, wie es in dem betreffenden Hand-

schreiben heißt, und was am Ende an dem Grafentitel noch das Beste ist.

Daß Oesterreich's keine Aemee auf 800,000 Mann erhöhht hat, mag seinen Grund darin haben, daß es lieber den andern nachmacht, als ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen. Oesterreich ist nicht wie Deutschland von Frankreich bedroht, es ist überhaupt von Niemand bedroht, und Preußen, das 1866 dem besiegten Habsburg keinen Fuß breit Land abgenommen hat, denkt nicht daran, sich auf Kosten Oesterreichs zu vergrößern. Oesterreich könnte also füglich seine 800,000 Mann, anstatt diese colossale Kraft auf den Exercirplätzen zu verschleudern, viel besser zum Aufbau seines kaufälligen Hauses verwenden.

Ihre Soldaten haben sie vermehrt und ihre Zinsen haben sie vermindert. Das kommt davon. Um Großmacht zu spielen, steuern sie mit vollen Segeln dem Banquerott zu. Ein solches "Vorgehen" ist unerhört in der gebildeten Welt, das haben sie sogar in Madrid nicht gewagt, und die Amerikaner mit ihrer colossalen Schuldenlast begahen nicht nur pünktlich ihre Zinsen, sondern sie lösen auch ihre Schuld ab. Im österrichischen Kaiserstaate gilt freilich schon lange nicht mehr die alte Kinder-Rechnungs-Regel: "Kann ich nicht, so leih' ich Eins". Es ist Niemand mehr

da, der ihm "Eins" leih't, und da ist es freilich am Einfachsten man bezahlt auch "Keins" mehr an seine Gläubiger. Wenn so etwas in Tunis oder Tripolis passiert, so schickt Europa seine Schiffe hin, und zwingt den Bey zum Zahlen. Ob englische, holländische und deutsche Schiffe bereits unterwegs nach Tries't sind, zu gleichem Zwecke, weiß der Hinkende nicht. Gegen die Bischöfe, die sich dem Gesetz und der Obrigkeit nicht fügen wollen, ist man endlich doch eingeschritten; aber man rührt sie mit Samthandschuhen an.

Die Oesterreicher jubeln über den Sieg, den Gesetz und Recht erkämpft haben, wenn der Bischof von Linz nach dreimaliger vergeblicher Vorladung endlich vom Richter selbst in einer Kutsche auf's Landgericht, oder wie man's heißt, abgeholt wird, dort erklärt, daß er die Competenz des Gerichts nicht anerkenne und dann in seinem Galawagen, begleitet vom Hoch der Straßensungen, wieder nach Hause fährt. Und wenn das Gericht ihn dann endlich doch in contumaciam zu 14 Tagen verdonnert hat, so kommt der gute Kaiser Franz Joseph und begnadigt ihn. Ein Glück für den Bischof, daß der Hinkende nicht Richter in Linz und nicht Kaiser von Oesterreich ist und — auch ein Glück für den Hinkenden.

Was die auswärtigen Beziehungen und Berührungen Deutschlands betrifft, so haben wir gerade nicht viele Freunde gewonnen, aber viele Reiber. Nun, sie mögen uns hassen, wenn sie nur Respekt vor uns haben, und den haben sie, Gottlob.

Der Nordbund ist nicht größer aber auch nicht kleiner

geworden. Der Reichstag hat wacker fortgearbeitet an dem innern Ausbau; manch heilsames Gesetz ist erlassen und mancher Uebelstand beseitigt worden. Für Gewerbe, Handel und Verkehr ist auf's Beste gesorgt. Da was freilich noch ungeheuer viel zu thun, denn der Bundestag hat Alles schlampeln und bambeln lassen. Die angekommenen neuen Steuern wurden mit Recht abgelehnt. Die Finanzminister sollen auch einmal sorgen, wie sie aus Speise und Trank und Licht und auch noch das Eisenbahnfahren zu vertheuern.

Daß auch die Quittungssteuer durchgefallen ist, das ist freilich schade, denn das hätte eine unerschöpfliche Einnahmequelle gegeben. Für die Quittungssteuer hätte man eine Quittung bekommen, diese Quittung hätte man wieder gegen Quittung beseuert und so fort; das hätte Millionen eingetragen. Nun vielleicht macht sich Oesterreich diesen Wink zu Nutzen.

So, das ist alles, was der Hinkende für Heuer vom Nordbund zu sagen hat. Vom Südbund, hat er Gottlob, gar nichts zu sagen, denn es gibt keinen und wird niemals einen geben. Also gehen wir gleich an die einzelnen Südstaaten:



Bischof von Linz vor Gericht.

In Bayern ist eine neue Kammer gewählt, in welcher die Ultramontanen die Mehrheit haben: 78 derselben stehen 76 Freisinnigen und Halbfreisinnigen gegenüber; das wird eine schöne Wirthschaft geben! Die Pfaffen sind dort fast noch wüthiger als in Oesterreich oder Baden, was viel sagen will. Sie wirthschaften aber meist nur auf dem Lande, in den Städten ist die Luft schon reiner, und daß selbst in

der Hauptstadt München freisinnige Abgeordnete in die Kammer gewählt wurden, ist ein gutes Zeichen, das seine Folgen haben wird. Sonst gibts jaht nicht viel Neues in München. Der Wagner macht Zukunftsmusik, an der der König eine größere Freude hat als der Hinkende, obschon die Prügelei in den Meisterfängern ihm recht gut gefallen hat, man sieht da doch auch, was er will und die Musik paßt ganz dazu. Auch der Fürst und Minister Hohenlohe ist Musikant und spielt in Bayern die erste Violine. Freilich wäre es gut, wenn er, anstatt auf seiner politischen Geige zu kragen, auch einmal mit dem Fiedelbogen drein schlägt, und seinen Bayern den Weg zeigte, der zum Nordbunde, zum einigen Deutschlands führt. Mit dem Fiedeln allein ist es nicht gethan, und auf diese Art ist Bayern noch nicht weit vorwärts gekommen. Entweder fehlt es an der Schneide oder das Holz ist zu hart, das geschnitten werden soll. Bayern ist zu groß und zu klein, für uns Süddeutsche. Zu groß um sich einem Größeren zu fügen, zu klein, um auf eigenen Füßen zu stehen, aber groß genug wäre es, um ganz Süddeutschland das Signal zum Anschluß an seine norddeutschen Brüder zu geben. Der Himmel erleuchte es.

In Württemberg ist die Kammermehrheit demokratisch, lauter wackere Leute, kein einziger Schwarzer dabei; aber in blindem Preußenhass einig mit den Schwarzen und mit ihnen Hand in Hand gehend. Wer ein Demokrat sein will, in der ächten Bedeutung des Wortes, kann sich niemals mit Leuten verbinden, die ihre Lösung von Rom aus erhalten und der allerundemokratischsten Herrschaft, dem absoluten und unfehlbaren Papstthum unterworfen sind. Das ist einfache Narrheit. Uebrigens haben die Württemberger ihren Hefe, und das ist ein Mann, der, wenn auch fromm und katholisch, sich doch nicht von Rom aus auf der Nase tanzen läßt.

In Baden haben wir zwar kein Hefe, aber einen Kübel; wir sind aber nicht stolz darauf, und wären auch mit einem kleineren Gefäße zufrieden, es wäre für die schwarze Wäsche der Schwarzen immer noch groß genug gewesen. Doch das sind keine Weltbegebenheiten, und seitdem die Schwarzen in Engen, Heibelberg &c. sich so colossal klanirt, haben sie sich in ihre Schlupfwinkel verzogen, und die gespaltenen Nationalen und Liberalen haben in Offenburg ein Verbrüderungsfezt gefeiert, das hoffentlich länger halten wird, als bis der Kalender in Druck kommt.

Das allgemeine Stimmrecht einzuführen hat man noch nicht gewagt, weil man fürchtet, es möchte gehen wie in Bayern. Nun, so wird es denn doch nicht gehen; dazu kennt der Hinkende seine Landsleute zu gut.

Doch es wird Alles noch in's Blei kommen. Baden ist jetzt schon ein wichtiger vorgehobener Posten für Neu-Deutschland ein Hort und Halt für alle deutsch-oaterländisch Gesinnten im deutschen Süden. Deßwegen braucht es nicht alles blind nachzumachen, was preussisch ist, denn auch in Preußen ist Vieles, was nicht sein soll, und was wir uns vom Leibe halten wollen. Das hindert aber nicht, daß wir doch gute Deutsche sind und den Anschluß an den Nordbund für die erste Lebensbedingung halten, und das ist auch die Herzensmeinung des Hinkenden und hat Niemand das Recht ihm nachzusagen, daß er dafür — von Bismarck bezahlt sei, wie Andere es sind von den Welsen, Oesterreichern &c. Soll ihm Einer kommen! Gottlob, der Hinkende kann seinen Schoppen Markgräfler noch selber bezahlen.

So, nun wäre auch Deutschland abgethan. Der Hinkende will keine Einheitspredigt halten wie früher, er predigt nicht gerne tauben Ohren, aber eins muß er doch noch bringen. Demokratie heißt Volksherrschaft, Herrschaft der Mehrheit. Wer also deutscher Demokrat sein will, muß sich der Mehrheit der Deutschen fügen. Der Nordbund zählt 30 Millionen Deutsche, der nicht dazu gehörige Rest Deutschlands 8 Millionen. Haben nun die 8 Millionen, oder haben die 30 Millionen nachzugeben? Und es handelt sich nicht einmal um's Nachgeben, es handelt sich um die Verbindung Deutscher mit Deutschen, seien es

nun hüben oder drüben mehr. Man kann ein guter Demokrat sein, das ist wahr, und doch ein Gegner des Nordbundes; aber dann ist man kein deutscher Demokrat, sondern bloß ein schwäbischer oder bairischer oder bayerischer. Das ist der Unterschied. Wer sich als Württemberger, Badener, Bayer oder Hesse befriedigt fühlt, der braucht keinen Anschluß an den Nordbund: wer aber auf den Namen Deutscher stolz ist, der denkt anders und ruft mit dem deutschen Dichter:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an &c.“
und wenn es auch im eigentlichen Sinne des Wortes ein theures wäre. Wollt Ihr, daß Euch die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Wer auf der Welt hat es so gut? Oder hat unser Herrgott Euch das Herz in den Geldbeutel gelegt, anstatt in die Brust? —
Genug! Nichts für ungut!

Nun wären, Gottlob, die Weltbegebenheiten wieder auf ein Jahr abgethan. Aber halt! da hätte der Hinkende beinahe einen Hauptfehler begangen und des Mannes vergessen, der das Weltradb in Trieb gesetzt und dem Hinkenden den Stoff geliefert hat. Das ist Niemand anders als Bismarck. Graf Bismarck hat, wenn anders die Fran-

zosen gut unterrichtet sind, mit preussischen Thakelen die spanische Revolution angezettelt und die Pariser Unruhen gemacht; er hat den König von Griechenland und am Ende auch den Sultan aufgebeht; er hat den Rochefort veranlaßt, seine Laterne zu schreiben; er hat die Belgier aufgesteigt, ihre Eisenbahnen zu behalten; er hat den chinesischen Prinzen das Ohr feigegeben gelehrt; er hat die



Bairische Bayern zur Wahl ziehend.

österreichische Panzerfregatte „Radeky“ mit preussischem Pulver in die Luft gesprengt und das österreichische Salzbergwerk Wieliczka unter preussisches Wasser gesetzt; kurzum, wo irgendwo die Ruhe gestört wird, oder etwas los ist, der Bismarck steckt dahinter. So glauben und schreiben die Franzosen und die Andern.

Moral: Mag man einer Partei angehören, welcher man will und mag man von Bismarck denken, wie man will: jeden Deutschen muß es freuen, daß die Andern auch einmal Respect vor einem Deutschen haben, denn wenn man solche Streiche zumuthet, ist ein respectable Mann.

Räthsel.

Trägt sie Wappen auch und Schild und Krone,
Käuflich bleibt sie jedem Erdensohne;
Wer sie braucht, muß sie zuvor bedenken.
Dieses Räthsel wird dich weidlich necken.

Auflösung: DANKBARKEIT

Der Suez-Kanal und die Pacific-Eisenbahn.

Das Jahr 1869 sah die Vollendung zweier großen Unternehmungen: des Suez-Kanals und der Pacific-Eisenbahn. Jener verbindet Europa auf dem nächsten Wege mit Asien, diese den Westen Amerika's mit seinem Osten. Obgleich weit, weit von einander ablegen, machen sie sich doch gegenseitig Konkurrenz. Denn seit man in 6 1/2 Tagen von New-York nach San Francisco gelangen kann, ist der Weg nach China und Hinter-Asien überhaupt derart abgekürzt, daß man wohl schneller ins himmlische Reich der Sphäre gelangt, wenn man westwärts fliehet statt ostwärts.

Der Kanal wird am 17. November 1869 eröffnet. Es sind dazu alle europäischen, asiatischen und afrikanischen Potentaten eingeladen. Der Khedive, (Vize-König) von Egypten, will sich dabei nicht schlecht finden lassen. Der Kanal verbindet Port-Said am mittelländischen Meer mit Suez am rothen Meer. Er ist 99 englische (21 geographische) Meilen lang und 26 Fuß tief. Auf dem Grunde ist er 72 Fuß, an der Oberfläche 200 — 300 Fuß breit. Der Durchfahrts-Zoll beträgt 10 Franken für den Kopf eines jeden Passagiers oder die Tonne (20 Zentner) Fracht. Vom 17. bis 20. November haben alle Schiffe freie Durchfahrt.

Lesseps, der Erbauer des Kanals und Direktor der Suezkanal-Gesellschaft denkt bereits auf ein anderes großes Unternehmen. Er will die Wüste Sahara ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeben und sie wieder in ein Meer verwandeln. Die Wüste liegt nämlich tiefer als das Meer, und nun will er sie durch einen Kanal mit Wasser füllen. Den Löwen, Hyänen, Beuteln und andern Wüstenbewohnern darf aber wegen der ihnen zugeordneten Sünd- |

fluth noch nicht bange sein: der Hinfende brucht noch mehr als einen Kalender, bis man die Sahara durchschiffen kann. Die Pacific-Eisenbahn oder vollständig Atlantic-Pacific-Eisenbahn heißt so, weil sie den atlantischen Ocean mit dem stillen (pacific = friedlich, stille) Ocean verbindet. Sie wurde den 10. Mai 1869 vollendet. Im Jahre 1863 wurde von Californien aus, im Jahre 1865 vom Missouri aus damit begonnen; heuer kam man dann in der Mitte zusammen. Das Ueberschreiten der Gebirge war die schwierigste Arbeit, die je im Eisenbahnbau in Amerika vorgekommen. Die Entfernung New-York von San Francisco beträgt 3300 englische (716 geographische) Meilen, etwa den achten Theil des Erdumfangs. Für die Zukunft Amerika's ist sie von der höchsten Bedeutung. Nicht nur ist jetzt der Westen der Kultur vollständig aufgeschlossen, was sich bald an einer langen Reihe neuer Städte längs der Eisenbahn zeigen wird, sondern Amerika tritt nun auch in unmittelbare Verbindung mit den bevölkerten Reichen Hinter-Asiens.



Lesseps.

Die großen Augen machten die Indianer, als das Dampfrohr zum erstenmal ihre stillen Prairien und Wälder durchhauste. Ahneid, das es für sie nichts Gutes bedeute — sie müssen natürlich den nachrückenden Weißen Platz machen — suchten sie das Unternehmen auf ihre Art zu hemmen. Sie spannten ein großes Seil über die Bahn, das hüben und drüben von 30 Mann gehalten wurde: die Purzelbäume aber, die sie machten, als das rauhende Ungethüm das Gemisch erreichte, belehrte sie, daß mit ihrer Macht hier nichts auszurichten sei.



Wentener auf der Pacific-Eisenbahn.

Unser Bild zeigt den Ueberfall eines schon vor Eröffnung der ganzen Bahnlinie steden gebliebenen Zuges durch die Indianer. Das wird in dessen nimmer oft vorkommen. Die Amerikaner wissen die Bahn und ihre Umgebung von den

folgende Bekanntmachung: „Es ist zu den diesseitigen Thren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gesüßert wird, was künftig hin mit 30 kr. bestraft werden soll.“

Ob wir von Affen stammen, ist noch nicht ganz klar, Doch, daß die Hälfte von uns Affen sind, ist leider wahr.

Allerlei.

Räthselfrage: Welches ist der Unterschied zwischen Frau und Madam? — „Frau kann man bloß von vorn, Madam von vorn und auch von hinten lesen.“

Sein Feld zu säen und dann zu beten
Ist nicht genug; man muß auch jäten.

Der Bürgermeister eines Ortes in der Pfalz erließ

— 79 —
**Recept, wie der geneigte Leser auch so ein
 kuroser Engel werden kann.**



Dank! Herzensdank

nd das Recept hat
 geholfen, und nicht
 weniger als 5000
 kurose Engel haben
 Erbarmen gehabt
 mit der armen Witt-
 we Müller in Ep-
 pelheim, und nicht
 weniger als 3500 fl.
 sind zusammenge-
 flossen, um eine
 arme brave Familie
 glücklich zu machen.

Der Hinkende ist
 ein rauher Bursche und es passiert ihm nicht oft, daß seine
 Augen naß werden; als aber aus allen Ecken und Enden
 der Welt, wo warme Herzen schlagen, bis zum schwarzen
 Meer, und nach Amerika hinein, die Liebesgaben beiftrömten,
 von Reich und Arm, von armen Tagelöhnern, die sich's vom
 Munde absparten, um einer noch Armeren zu helfen, da —
 der Hinkende will es nur gestehen, — da ist's ihm naß in
 die Augen gestiegen, und er schämt sich dieser Thränen
 nicht. Dank! Herzensdank Euch guten Menschen. Der
 Hinkende wollte, er hätte 5000 Hände, um jedem Einzelnen
 seiner Freunde die seinen schütteln zu können.

Die vielen Hundert Briefe, welche die Liebesgaben be-
 gleiteten, zu beantworten, ist dem Hinkenden nicht möglich;
 er wird sie aber aufbewahren als eben so viele Urkunden für
 brave Herzen, und wenn Zweifel über ihn kommen wollen
 über wahre und wirkliche christliche Nächstenliebe — und
 solche Zweifel können Einem heutzutage wohl dann und
 wann aufsteigen — so wird er die lieben Briefe lesen, und
 seinen Glauben an diesen Grundpfeilern unserer christlichen
 Religion wieder befestigen. Die erfreuliche große Verbrei-
 tung seines Kalenders hat der Hinkende nicht allein sich und
 seinen Freunden zu danken, die ihn lobend anpreisen, nein,
 er verdankt sie auch seinen Feinden, die ihn verdammen.
 Auf den Kanzeln wurde gegen ihn gedonnert, in den Beicht-
 stühlen wurde er verleundet, Einer hat sogar einen Steck-
 brief gegen ihn in die Welt hinausgeschickt; als ob ein
 Steckbrief nothwendig wäre, man kennt ihn ja an seinem
 Stelzfuße. Der Herr Kaplan Scheidemacher hat sich
 die Mühe gegeben, ein ganzes Büchlein gegen ihn zu
 schreiben, um die für den Hinkenden schmeichelhafte Wahr-
 heit zu beweisen, „daß das ganze Volk den Kaler-

der und der Kalender das ganze Volk
 in der Hand habe.“ Dabei gibt der Herr Ka-
 plan ein Recept, wie der Hinkende für seinen Ka-
 lender Reclamen macht, und von den Herren
 Doctoren und Professoren, die den Hinkenden loben,
 sagt er: „Es lobt ja jedes Bäuerlein sein eigenes
 Stroh und es wäre ja das Bäuerlein ein Gimpel,
 thäte es das nicht, es bekäme ja weniger Geld dafür!“
 Der Hinkende ist weit entfernt, den Herrn Kaplan
 für einen Gimpel zu halten, weil er in seinem
 antihinkenden Büchlein, sein eigenes Stroh gelobt.
 Dabei lügt der Herr Kaplan auch ein wenig,
 wenn er in sittlicher Entrüstung über die Unmoral
 des Hinkenden seinen Lesern erzählt, dieser habe
 „für den schlechtesten Biß als letzten
 Preis noch 12 Flaschen Weißherbst ausgeschrie-
 ben.“ Das ist nicht wahr, Herr Kaplan. Wenn
 der Hinkende für jeden schlechten Biß, der ihm ein-
 geschendet wird, 12 Flaschen geben wollte, das ganze
 Rheingau würde so vielen Wein nicht produciren.
 Nein, Herr Kaplan, die schlechten Biße kommen in
 den Papierkorb zu dem Ihrigen. Eine schöne
 Gesellschaft.

Sehr viele Mühe giebt sich der Herr Kaplan,
 um die Ehre seiner italienischen blutschwitzenden,
 thränenvergießenden und augenverdrehenden Heiligen zu
 retten, und über „Wie der liebe Gott heut zu
 Tage Wunder macht“ ist der fromme Herr ganz außer
 sich. Eine Liebesgabe für die Bahnwärtswittve aber hat
 er nicht geschickt. — Doch genug von dem Herrn Kaplan.

Zu einer Dekanatsitzung in Guskirchen sind die geist-
 lichen Herren Grüneshild, Spieß und Consorten dem
 Hinkenden mit Schild und Spieß zu Leibe gerückt und
 haben ihn und die „Gartenlaube“ feierlich verdammt.

Im „Verkünder für Stadt und Land“ jam-
 mert ein geistlicher Herr „ob denn die Nachener Geistlichkeit
 es nicht bis zu einer kleinen gemeinschaftlichen Kasse
 bringen könne, um in öffentlichen Blättern vor dem Hin-
 kenden zu warnen.“ Die kleine Kasse scheint aber nicht
 zusammen gekommen zu sein, u. s. w., u. s. w.

Daß die andächtigen Zuhörer und Leser, wenn sie so auf
 der Kanzel, im Beichtstuhl und in den Blättern über den
 Hinkenden schimpfen hörten, nichts Schleunigeres zu thun
 hatten, als sich den verdammten Kalender zu kaufen, ist
 natürlich, und der Hinkende schätzt die gefällige Beistütze
 der Herren Geistlichen auf mindestens 200,000 Exemplare,
 wofür er sich hiermit höflich bedankt. Daß er die Herren
 bestochen habe, um diese wirksamen Reclamen für ihn zu
 machen, ist nicht wahr; sie thun's alle umsonst.

Doch weg von diesem unlieblichen Wilde, zu einem
 freundlicheren.

Der Hinkende will jetzt seinen Lesern erzählen, wie er
 die Liebesgaben der armen Bahnwärtswittve übergeben hat.

Der Hinkende führt den geneigten Leser wieder in das
 selbe kleine Dörfchen, in welchem im vorjährigen Kalender
 die Geschichte: „Wie der liebe Gott heut zu Tage
 Wunder macht!“ beginnt, nur ist es diesmal nicht
 früher Morgen, sondern Abend, und wenn auch diesmal
 die Sonne den Hahn auf dem Kirchturm vergoldet, so
 ist es die Abendsonne.

Schuster Bernhard sitzt in seiner Werkstätte und
 schustert, und der Schneider Hambel unter seinem Fen-
 ster und schneidert, gerade wie dazumal, und gerade wie
 dazumal rücken beide unruhig auf ihren Eiben, und der
 Schuster hämmert drauf los, als hätte er Leifnägel in seine
 Schuhe zu schlagen, und der Schneider setzt einer blauen
 Fled auf einen grünen Bauernkittel mit einer Energie,
 als gälte es, den Kittel prügelfest zu machen, denn in
 zwei Tagen ist Kirchweih.

Wenn aber die Beiden unruhig und aufgeregt sind, so

ist es nicht, wie dazumal, eine unmutthige und zornige, nein es ist eine freudige Aufregung, und jetzt, — der Schuster hält es nicht mehr länger aus — jetzt wirft er seinen halb-besofflen Stiefel in die Ecke und tritt an das offene Fenster.

„He, Nachbar Hambel, sehet Ihr noch nichts?“
Der Schneider ließ seine Nadel ruhen und sagte: „Nein, Nachbar Bernhard, ich sehe nichts. Ist die Müllerin da mit den Kindern?“

„Freilich,“ antwortete der Schuster, „sie sind hinten im Garten. Sie weiß kein Sterbenswörtchen.“

„Pasques-dieu,“ sagte der Schneider, „das wird einmal eine Ueberraschung geben. So etwas ist noch nicht dagewesen. Und der Heiner und die Gretel?“

„Der Heiner hat Dienst, er kann nicht kommen, aber die Gretel ist da.“

„Bischi,“ warnte der Schneider, „er kommt,“ und verschwand in das Innere seines Ateliers.

„Nehst Guern Sonntagstrod an, und kommet auch herüber,“ rief ihm der Schuster nach und schloß das Fenster.

Draußen hörte man tapp, tapp, tapp, wie der steinerne Gast in Don Juan, einentritt wie von einem Stetlsfuße, und richtig, auf das „Herein“ des Schusters tritt der Hinkende in's Zimmer. Aber wie war er heute beladen; sein Felleisen war vollgepfropft, daß die Riemen nicht mehr halten wollten, seine Rocktaschen waren gefüllt, daß sie von ihm abstanden, als gehörten sie gar nicht zu ihm, und außerdem hatte er noch eine wohlgeputzte Weidtasche umgehängt, und einen schweren Geldgurt umgeschmalt.

„Grüß Gott, Meister Bernhard,“ sagte er und schüttelte dem Schuster die Hand und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Das hat einmal gegolten bei der Hitze! Ah! habt Ihr nicht ein Glas Appelwein?“

„Freilich, freilich,“ erwiderte der Schuster eifrig, „und Achter Vorstorfer, selbst getrotet. Doch leget erst ab. Daß Ihr Euch aber auch selber schleppet mit der schweren Last. Gott, was Sachen! Und hier ist der Appelwein.“

Der Hinkende legte seine Last auf die Ofenbank nieder, dann setzte er den steinernen Krug an den Mund, und nachdem er ihn nach und nach bis in eine horizontale Lage erhoben hatte, ließ er ihn mit einem Seufzer des Behagens wieder sinken. „Ah, das hat geschmeckt; dank Euch, Bernhard. Warum ich mich mit diesem Pack schleppe, fragt Ihr? Meinet Ihr, das hätte ich von einem Andern tragen lassen? Sehet, ein Kalendermacher, wie ich, hat wenig Sonnen- und Freudentage; heute aber ist einer, und wäre der Pack noch einmal so schwer, ich hätte ihn mit Freuden getragen wie ein Federkissen. Hat sich was zu schleppen, ja wohl. Sind sie da?“

„Freilich, Hinkender, draußen im Garten.“

„Und sie wissen nichts?“

„Keine Spur.“

„So ist's recht. Und nun ruhet den Schneider herüber, er soll uns helfen.“

„He, Hambel! Krummer Hans!“ schrie der Schuster zum Fenster hinaus.

„Hierrr!“ krächzte der Schneider und stand in der nächsten Minute im Zimmer. „Grüß Gott, Hinkender! Pasques-dieu! wie freue ich mich für die gute Frau. Und daß Ihr auch mich in den Kalender gebracht, und noch dazu mit Abbildung — Tête-bleu, das vergesse ich Euch nicht. Wenn Ihr einmal etwas zu flicken habt, dort drüben ist mein Atelier.“

Der Hinkende lächelte. „Braucht's nicht, Meister Hambel, hab' genug gute Freunde, die sich freuen, wenn sie mir etwas am Zeug flicken können. Aber jetzt kommt und helfet mir die Sachen ordnen. Da stellet den Tisch in die Mitte. So. Habt Ihr keinen Leuchter im Haus?“

„Nur einen einzigen, und den hat die Gretel mitgenommen,“ sagte der Schuster kleinlaut.

„Hut nichts. Gühlet ein Duzend Kartoffeln aus und steckt diese Stearinlichter hinein, denn es muß hell sein wie bei einer Christbeseherung. Und nun packet aus.“

Das ließ sich der Schneider nicht zweimal sagen, denn er hatte schon lange mit dem Büchsenanzug auf der Ofenbank geliebäugelt, und Pack um Pack zog er aus seiner Umhüllung und legte ihn auf den Tisch und bei jedem erfolgte ein „Pasques-dieu“, oder „Tête-bleu“ oder „Mort-dieu“.

„Nur langsam,“ beschwichtigte der Hinkende, „eins um's andere. Ich habe Alles mit Betteln versehen. Hier ein Stück Wolle für Wollentuch für Winterkleider, es kommt aus Bremen.“

Hier ein Stück Leinwand von Bielefeld. Hier Wolle für Strümpfe, Halstücher für die Mädchen, Schuhe für die Buben. Ob sie passen, weiß ich nicht, der Schuster, der sie schickt, hat das Maß nach den Bildern im Kalender genommen. Hier Spielsachen, Schiefertafeln, Schreibzettel, Bleistifte und Federn. Hier Spielzeug für die Kinder und Lebkuchen. Da, Schneider, da ist etwas für Euch, sie kommen aus Lübeck und sind extra für Euch bestimmt.“

Der Hinkende schob dem Schneider ein Bündel Cigaretten hin. „Tête-bleu,“ rief der Schneider, „extra für mich und aus Lübeck? Also kennen sie mich in Lübeck auch?“

„Freilich,“ lachte der Hinkende, „durch den Kalender seht Ihr jetzt überall bekannt, bis in die Türkei, bis nach Amerika hinein, Ihr seid jetzt ein berühmter Mann.“

Der Schneider machte einen Bodensprung, daß er fast an die Decke stieß. „Pasques-dieu! bis nach Amerika hinein! Dann setzte er sich auf die Ofenbank und schickte sich an zu heulen.

„Seid kein Esel, Hans, was heult Ihr denn?“

„Vor Freude, Hinkender, vor Freude!“

Der Schuster hatte schweigend den mit Geschenken beladenen Tisch angefaßt, jetzt aber nahm er des Hinkenden Faust in seine beiden Hände und drückte sie an seine Brust und saate mit bewegter Stimme: „Und das Alles ist meiner Tochter? Hinkender, was soll ich sagen, ich weiß nicht?“

„Nichts sollt Ihr sagen, das Maul sollt Ihr halten. Und jetzt, jetzt kommt die Hauptsache“, und der Hinkende schüttelte seinen Geldgurt auf den Tisch, daß eine Menge glänzender Gold- und Silbermünzen und schwere Ketten heraus fielen. „Mehr als dreitausend fünf und dert Gulden“, jubelte er. „Ist das nicht auch eines der Wunder, wie sie der liebe Gott heutzutage macht?“

Der Schneider auf der Ofenbank brach jetzt in ein wildes Geheul aus, der Schuster drehte sich nach dem Fenster um und fing an sich heftig zu schneuzen und sah dem Hinkenden wollte es ansaugen, ein wenig lücheln zu werden.

„Na, machet nur keine Dumtheiten“, krummte er, „was ist denn da zu flennen? Ich hab's in meine neue preussische Thaler und Gold eingewechselt, denn ich habe gefunden, daß man so bei den süddeutschen Bauern am besten Sympathieen für Norddeutschland wecken kann. He, seid Ihr für den Nordbund, Schneider?“ Der Hinkende mußte einen Spas machen, um seine eigene Nübrung zu verbergen.

„Mit Leib und Seele“, heulte und lachte der Schneider durcheinander, „mit Leib und Seele! Tête-bleu! wenn der Bismarck haben will, ich trete in den Nordbund, wie ich gehe und stehe!“

Der Schuster hatte sich wieder gefaßt und mußte selber lachen über des Schneiders bismarckischen Enthusiasmus.

„Ihr habt natürlich als Vater dafür zu sorgen“, rief der Hinkende fort, „daß das Geld für die Familie nicht angelegt wird. Und nun zugebedt mit einem Tischstuch, so sollen sie denn jetzt hereinkommen, in Gottes Namen.“

Zwei Minuten später stand die Wittve Müller mit ihren sieben Kindern und ihrer Schwester Gretel unter der Thür, geblendet von dem ungewohnten Lichterglanz, scheu und fast zitternd, denn sie wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, warum ihr Vater und der Mann mit dem Stelzfüße seit einigen Tagen immer zusammensteckten und warum man sie so geheimnißvoll auf diesen Abend herbeschieden habe.

„Nur näher, Frau Müller, nur näher“, sagte der Hinfende freundlich, „und auch Ihr, Kinder, kommet Alle herein, es geht Euch Alle an. Wisset Ihr, Frau Müller, was heute für ein Tag ist?“

„Ob ich es weiß“, sagte die arme Frau und das Wasser schoß ihr in die Augen, „heute ist's ein Jahr, daß mein armer Mann...“ sie konnte nicht weiter sprechen und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Ja, Leute ist der Todestag Eures braven Mannes“, sagte der Hinfende gerührt, „ein Schmerzentag für Euch, und gleichwohl kann es auch ein Freudentag für Euch werden. Habt Ihr den dießjährigen Kalender des Lahrer Hinfenden Boten gelesen?“

„O nein, lieber Herr“, antwortete die Frau und suchte ihre Thränen mit der Schürze zu trocknen, „wie sollte ich? Früher freilich, in glücklichen Tagen, da hat mein Mann mir oft schöne Geschichten daraus vorgelesen, die Bahrwärter halten ihn alle, aber seitdem — — Ich kann mir keine Bücher kaufen.“

„Da habt Ihr einen“, sagte der Hinfende und übergab der Frau einen schön eingebundenen Kalender, „lest darin

und da werdet Ihr eine Geschichte finden: „Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht“, und das ist Eure Geschichte, Frau Müller. Ein wohlwollender Mann, ein Freund von mir, hat von Euerem Unglücke gehört, und hat es versucht, die Herzen der Menschen zu rühren, indem er Eure Geschichte im Kalender abdrucken ließ. Wie es ihm gelungen, und wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht, — da schauet her, das ist Alles Euer!“ und damit hob der Hinfende das Tisch Tuch von den Schänen, die es verborgen hatte. Die jüngeren Kinder hatten die Scene alsbald von der practischen Seite aufgefaßt und mit einem Jubelruf sich hinter die Lebkuchen und die Spielwaaren hergemacht.

„Pasques-dieu!“ schrie der Schneider, „so heulen Sie doch, Frau Müller, bei so etwas muß man ja heulen!“ und der Schneider ging gleich mit gutem Weispiel voran.

Frau Müller aber blühte mit starren Augen halb den Hinfenden an, halb den glänzenden Haufen Gold und Silber und die übrigen Herrlichkeiten, ein nervöses Zittern erschütterte ihren Körper, ihre Kniee wankten und mit dem Seufzer: „wenn das mein Mann erlebt hätte“, brach sie zusammen in die Arme ihres weinenden Vaters. —

Wir wollen hier schließen, so etwas läßt sich nicht beschreiben. Wenn das mein Mann erlebt hätte“, dieser naive Gefühlsausbruch der guten Frau hat den Hinfenden am meisten gerührt.

Von einem Theil des Geldes wurde der Wittve ein kleines Häuschen gekauft, in dem sie jetzt einen kleinen Kramladen betreibt und der Rest ist sicher angelegt.

Der Sommer 1869.



Hinfender Bote 1870. Baden.

Der Sommer 1869.

Nach was ist das für ein Lenze
Achtzehnhundert sechzig neun!
Eisgezaps statt Blütenkränze,
Regen und kein Sonnenschein.

Kufuf ruft durch grüne Reiser
Nicht mehr so wie sonst sein Brauch,
Katarhalisch ganz und heiser
Freist er am Kamillenstrauch.

Auf die Heilkräft der Kamille
Baut der alte Gnoist;
Während dort im Gras die Grille
Krank am Rheumatismus ist.

Auch der Nachtigall'n Getändel
Schallt uns nicht mehr liebend zu;
Verthen tragen Regenmäntel
Und die Frösche Gummischuh.

Und ein Maikäfer im Flieder —
Wer möcht' jetzt Maikäfer sein? —
Nieb sich die erfor'nen Glieder
Jüngst mit Dypobeloc ein.

Ja, als man am Lurleyfelsen
Gestern warf der Neze Flachs,
Sah man, schwer in Winterpelzen
Schwimmen einen alten Lachs.

Päche, die sonst lustig hupfen,
Schleichen frierend, kümmerlich,
Bienen laborir'n am Schnyfken,
Schneuzen in die Blüthe sich.

Welch' ein Sommer! Wer im Rheine
Jetzt zu baden sich vermißt,
Nehm' als Schwimnhof' ja doch keine
Die nicht warm gefüllert ist. C. B.